



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Erster Zusammenstoß mit Franz I

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Gattinara schließt in seinen Memoiren an die Überlegungen zum Zuge nach Italien und das Bündnis mit dem Papste unmittelbar die Ablenkung der kaiserlichen Politik durch die Beunruhigung der Niederlande in Geldern und an der Grenze Luxemburgs. Er erzählt, England habe sich als Vermittler angeboten, Frankreich aber abgelehnt, da es angesichts der spanischen Revolution noch mit Erfolgen in Navarra rechnete; daß dann aber alles anders gekommen sei, als man fürchtete; daß man Spanien befriedet, Navarra wieder befreit und an der niederländischen Grenze Heinrich von Nassau, von dem Grafen Werdenberg unterstützt, Mouzon genommen und Mézières belagert habe.

Der Krieg war von seiten Frankreichs zunächst durch Parteigänger eröffnet worden. Noch befand sich der französische Drator Barroys in Worms, als diese Feindseligkeiten schon im Gange waren. Am 22. April 1521 teilte Barroys dem Kaiser und den Kurfürsten im Auftrage seines Herrn mit, der kaiserliche Gesandte in Paris, Philibert Naturel, hätte sich darüber beklagt, daß Robert von der Mark, Herr von Sedan, und der Herzog von Geldern, sowie der Erbprinz von Navarra, gestützt auf Frankreich, zu den Waffen gegriffen hätten, was gegen die Verträge sei. Der König lasse betonen, daß ihm in Wahrheit der Friede aus Verwandtschaft, Nachbarschaft und um des Handels willen über alles lieb sei; daß er um des Friedens willen auf die Wiedergewinnung Neapels verzichtet habe, so leicht sie ihm bei seinen dortigen Verbindungen gewesen wäre; er habe auch in bezug auf die Leistungen aus dem Artois seine Pflichten nach dem Frieden von Noyon erfüllt — im Gegensatz zu Karl. Er werde also mit Unrecht als Angreifer bezeichnet, zumal er sich ausdrücklich gegen die Unternehmung Roberts von der Mark gewandt und sie in keiner Weise unterstützt habe, auch den Schweizern mitgeteilt, daß er mit der Sache nichts zu tun haben wolle. Robert vertrete seine eigene Sache gegen den Seigneur d'Almeries. Mit Geldern habe er noch weniger zu tun. Wenn aber der Erbe von Navarra sich um das Reich seiner Eltern bemühe, so habe er recht, da der Kaiser sein Versprechen auch in diesem Punkte nicht gehalten habe. Karls Vorstellungen betrachte er als Herausforderung und werde sich demgemäß verteidigen.

Franz fand bei den deutschen Fürsten kein Gehör; sie mahnten zum Frieden. Er hatte zudem das Unglück, daß einige Monate nachher ein Brief von ihm an den Grafen Carpi durch die Kaiserlichen aufgegriffen wurde, der in schreien-

dem Gegensatz zu seinen Ableugnungen stand. Denn hier betonte er ganz unverhohlen, daß er Robert von der Mark unterstütze, um Karl in den Niederlanden zu fesseln und von Italien fernzuhalten; daß er eine Armee in Navarra, zwei in der Picardie und an der Maas unterhalte. Das alles möge Carpi dem Papste darlegen, von dessen letzten Abmachungen mit dem Kaiser er damals offenbar noch nichts wußte.

Der Kaiser war als König von Neapel in derselben Lage, wie sein Großvater Ferdinand von Aragon im Jahre der heiligen Liga. Damals wurde Navarra zum ersten Male gewonnen und gleichzeitig die Machtstellung der Spanier in Italien gegen die Franzosen begründet. Jetzt standen die Parteien und ihre Hilfskräfte genau so wie 1511; auch England hielt im Grunde wieder mit gegen Frankreich. Nur daß damals Burgund neutral bleiben konnte, während es jetzt die ersten Stöße des Kampfes um Italien auszuhalten hatte. Und eben dieses meint man, wenn man sagt, daß Karl durch seine Macht belastet wurde; sie war an zu vielen Stellen verwundbar; als Teil des Weltreiches konnten auch die Niederlande nicht mehr neutral bleiben.

So war der Krieg da, den Ghievres zeitlichens verhüten wollte. Er war schon da, als Ghievres im Mai 1521 zu Worms die Augen schloß. Damals freilich nahm Karl auch bereits die englische Friedensvermittlung an. Und weil beide Teile diesen Krieg eigentlich nicht gewollt hatten, er vielmehr als Ablenkung gedacht und dann im Zusammenhang mit den Kämpfen um Italien und in Navarra aufgenommen und durchgeführt wurde, immer begleitet von hinhaltenden Verhandlungen, nahm er in Abwehr und Gegenstößen einen so schleppenden und recht eigentlich formlosen Verlauf.

Anders hätte es in Italien sein sollen. Hier gab es ein greifbares Ziel: die Vertreibung der Franzosen aus dem Herzogtum Mailand, den Erwerb von Parma und Piacenza für den Kirchenstaat, vielleicht auch Ferraras. Und hier waren sehr aktive Kräfte am Werke: der Papst, der seit Monaten um diesen Plan geworben hatte; Francesco Sforza, dem es um sein angestammtes Herzogtum ging, und an dessen Seite ein Politiker von der Rührigkeit Morones stand; sie konnten auch in Mailand auf Parteigänger hoffen; dazu auf spanische Truppen aus Neapel, Schweizer und deutsche Landsknechte. Zwar Schweizer befanden sich in beiden Lagern, und es entstand Aufenthalt und viel Ärger dadurch, daß die Eidgenossen den Kampf der Landsleute gegeneinander durch Botschaften und gemessene Befehle zu hindern suchten. Immerhin, die Gegner waren beiderseits in Rüstung und im ganzen ebenbürtig. Dem französischen General Lautrec und seinem Bruder Lescun standen Co-

Ionna als Führer der päpstlichen Truppen, Leyva und Pescara als die spanisch-neapolitanischen Generale einstreifen noch im Aufmarsch gegenüber.

Die Lage war also im Sommer 1521 überall noch ungeklärt.

Karl, vom Rhein in die Niederlande zurückgekehrt, weilte Anfang Juli in Brüssel, dann in Gent und Mitte August in Brügge. Gattinara hatte sich schon nach Dünkirchen begeben, um an dem Friedenskongreß teilzunehmen, den Wolsey in großer Aufmachung von Anfang August an in Calais abhielt. Der kaiserliche Großkanzler benutzte die letzten Tage der Muße, um angesichts der bevorstehenden Verhandlungen seinem Herrn in Form einer kontradictorischen Denkschrift das eigene Herz zu öffnen. Es sei schwer, schrieb er, zwischen dem für viele erwünschten Frieden und dem Krieg gegen die Feinde diesseits und jenseits der Berge richtig zu wählen. Er bediente sich eines scholastisch allegorischen Aufbaues in dem Widerstreit der sieben Todsünden mit den zehn Geboten Gottes. Man könne sagen, so hebt die Reihe der sieben Sünden an, der Krieg sei ungewiß, man solle nicht alles aufs Spiel setzen. Man dürfe ihn nicht beginnen, ohne die Geldmittel zu seiner Durchführung in Händen zu haben; daß aber aus Neapel und Spanien nichts zu erwarten, auch die Niederlande erschöpft seien. Daß die Händel mit Mailand und Genua nicht nach Wunsch abließen. Daß die Schweizer sich auf beiden Kriegsschauplätzen für die Franzosen erklären könnten. Daß die Spanier ihre Armee aus Navarra abgezogen hätten, schon um Toledos willen. Daß immerhin Navarra zurückgewonnen und damit die Ehre gewahrt, auch Robert von der Mark bereits gestraft sei, und die Franzosen nichts dabei gewonnen hätten, der Friede aber auf Anregung und Verantwortung der Engländer gehen werde. Endlich, daß die Zeit kurz und eine wirkliche Armee sobald nicht zur Stelle sei, daß mit dem September der Winter bevorstehe und man ohne Hoffnung auf Zuzug unnötig Kosten und Gefahren trage.

Dagegen sprächen für die Ablehnung des Friedens doch die folgenden Gebote. Das Bündnis mit dem Papst binde auch den Kaiser bei seiner Ehre. Ja, der Papst habe sich fast kühn zu einer Zeit für den Kaiser erklärt, da sich der König von Frankreich noch im Besitz von Navarra befand und bereit schien zu Größerem, zumal keine Armee Neapel verteidigte. Der enttäuschte Papst könnte die Investitur mit Neapel zurückziehen und das Reich in Gefahr bringen. Ein Bruch mit ihm würde alle Bewilligungen in den Reichen des Kaisers, auch Zehnten, Benefizien und Cruzada in Frage stellen. Er werde sofort Anschluß an Frankreich und Venedig finden, diese würden die Schweizer an sich ziehen und der Kaiser alle Freunde diesseits und jenseits der Berge verlieren.

Die Armee sei doch fast mobil, und niemand werde es verstehen, wenn der Kaiser jetzt alles fahren lasse, da er auch Sickingen habe. Karl vertrete dazu eine gute Sache, Gott selbst sei sichtlich auf seiner Seite, und es heiße Gott versuchen, jetzt die Feinde zu entlasten. Alle, die schon für ihn gerüstet hätten, kämen nicht zum zweiten Male. Auch die opferbereiten Untertanen, die den Kaiser ausweichen sähen, müßten enttäuscht sein und schlecht von ihm denken. Endlich sei es des Kaisers Pflicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen; alle Welt warte darauf, da Spanien befriedet sei, Italien nach dem Kaiser rufe, Deutschland ihn fürchte und liebe, die Schweizer sich nicht gegen ihn entscheiden wollten und selbst die Feinde den Mut verlören.

Natürlich ließ Gattinara seine zehn Gebote über die Versuchung der sieben Todsünden triumphieren; er wußte, daß er dem Kaiser nicht so sehr nach dem Munde redete, als aus der Seele sprach.

Karl bewegte sich sehr langsam im Durchbruch zum eigenen Willen, wenn auch, wie früher durch Chivères, so jetzt durch Gattinaras ebenso fleißige und systematische wie großartige Haltung, ohne es zu wissen, innerlich geleitet. Er hörte nicht auf, sich prunkvoll zu kleiden und an ritterlichen Spielen Freude zu haben, aber es war jetzt mehr die Majestät, deren Gewand der burgundische Edelmann annahm. Er hörte nicht auf, sich den Freuden der Tafel und anderen Genüssen hinzugeben; das werden ihm noch später seine einsichtigen Beichtväter vorhalten, die damit die Rolle des Hausarztes spielten; aber der überwiegende Reiz des Lebens lag für ihn zunehmend schon in den Geschäften. Er war nun Tag für Tag von morgens bis abends im Rat. Er ließ sich fortan nichts mehr aus der Hand nehmen. Er schrieb einmal an Wolsey, sie würden im persönlichen Austausch an einem Tage mehr beschicken, als ihre Gesandten in Monaten. Er lernte zu schweigen, zuzuhören und zu urteilen. So kümmerte er sich auch um den Krieg; er ging zu den Truppen; er scheint sich auch einmal in die Operationen eingemischt zu haben; jedenfalls hörte er Alba und Fonseca über die Lage. Wie stark kontrastiert das alles zu seinem lebensfrohen und gewandten Gegner in Frankreich, der umgekehrt stets viele und große Worte machte, aber auch in den dringendsten Zeitläuften die Vergnügungen der Jagd und der Maskeraden den Geschäften vorzog; man nannte seine Mutter Louise von Savoyen allgemein die Regentin von Frankreich, wie später Marie Medici, die Mutter Ludwigs XIII.

Gattinara rückte seinem Herrn auch die rechte Haltung vor Augen, um Freunde zu behalten, Feinde zu schrecken, Soldaten zu fesseln, Feldherrn Hilfe zu geben. Die Franzosen seien Nassau nicht gewachsen; man könnte Tournai,

Guise und Théroüanne leicht gewinnen. Man müsse irgendwelche Erfolge suchen, mittlerweile die Dinge in Italien reifen lassen und bei England zusehen, was die wahre Meinung Wolseys sei. Dem Papste werde sich vielleicht die Hoffnung ergeben, daß im nächsten Sommer auch England offen an ihrer Seite stehe.

Erstaunlich, wie richtig Gattinara den Kaiser und die Verhältnisse beurteilte. Natürlich war sein Ratschlag kühn und, wie man gesagt hat, finanztechnisch leichtsinnig. Aber über diesen Punkt haben wir uns schon früher geäußert. Die modernen Staatsanleihen nehmen vielfach noch erheblich weitere Termine der Staatseinnahmen vorweg. Im damaligen Augenblicke war jedenfalls, zumal mit Rücksicht auf Italien, ein Rückzug politisch unmöglich. Er hätte Frankreich in nicht wieder auszugleichendem Maße gestärkt.

Dabei darf freilich nicht verkannt werden, daß der nun breiter angelegte Krieg zunächst in den Grenzgebieten des Hennegau und von Artois furchtbare Opfer gefordert hat; daß die Niederlande durch die Störung des Handels mit Frankreich allgemein schwer litten, und daß sie nicht nur viel Geld aufzubringen hatten, sondern in den massenhaft, vor allem zur Einschließung Tournais aufgebotenen Milizen die eigenen Landeskinde den Gefahren, bald sogar den verheerenden Lagerkrankheiten jener Zeiten auslieferten.

Der Grenzrieg spielte sich in zwei Räumen ab. Einmal in der Umgebung der Heimat Roberts von der Mark, also an der mittleren Maas, um Sedan, Bouillon, Mouzon und Mézières. Zum zweiten im Abschnitt der oberen Schelde, der sich von der alten burgundischen Kampflinie an der Somme nach Norden hinzieht, über Cambrai, Valenciennes, Tournai, Audenarde nach Gent. Hier war in der That in Anlehnung an einen schiffbaren Fluß die richtige Einbruchsstelle in das Herz von Flandern; Tournai also nicht nur als Stadt und Landschaft, sondern als Sperre an der Schelde von entscheidender Bedeutung. So ergaben sich hier die Hauptbewegungen und auch der bescheidene Anteil beider Monarchen an den Operationen. Verhängnisvoll für den Kaiser wirkte, daß Sickingen und Nassau von den Mauern des von dem Ritter Bayard tapfer verteidigten Mézières am 27. September 1521 endgültig abziehen mußten. Dafür scheiterte umgekehrt der Entsatz von Tournai durch den König von Frankreich; er blieb in den Niederungen der Scarpe und Schelde, in Grundwasser und Regen stecken. Die noch vor wenigen Jahren von Heinrich VIII wohl befestigte, inzwischen wieder französisch gewordene Stadt wurde am 1. Dezember den Kaiserlichen übergeben; zuletzt lagen hier die Herren von Nassau, Gavre, Wassenaer und Werdenberg, also die Blüte des

niederländischen Adels mit ihren Truppen in der Belagerung. Den Franzosen, und zwar dem Connétable von Bourbon, dessen Name uns hier zuerst begegnet, war inzwischen ein kleiner, aber eindrucksvoller Erfolg beschieden durch die Überrumpelung von Hesdin in Niederartois, nicht weit von der Küste, im alten Kampfgebiet von Crécy und Azincourt, südlich von dem gleichfalls noch lange umstrittenen Théroanne.

Wolseys Verhandlungen in Calais und Brügge

Im Hintergrunde dieser im einzelnen natürlich sehr aufregenden militärischen Vorgänge fanden die merkwürdigen, uns durch sehr ausführliche Protokolle bekannten und vielfach durchforschten Vermittlungsversuche Wolseys in den Besprechungen von Calais und Brügge statt. Worauf die englische Politik eigentlich hinauswollte, blieb den Beteiligten lange verborgen. Ich denke, daß es für uns trotz aller verhüllenden Worte und trotz des geräuschvollen Aufhebens, das Wolsey von sich machte, einigermaßen durchsichtig ist. Heinrich VIII hatte frühzeitig seinen Neffen begünstigt; jetzt wünschte er ihn endgültig von der französischen Seite abzuziehen und seinem Hause womöglich durch Heirat zu verbinden. Mit Karl stand er auch kirchlich in einer Front. Coeben hatte er sein Buch gegen Luther geschrieben, das ihm vom Papst den Titel des Defensor fidei eintrug. Zu der beschwichtigenden Bemerkung Manuels, das solle nichts Besonderes sein, da ja alle Fürsten Verteidiger des Glaubens wären, bemerkte Gattinara spitzig: die Auszeichnung eines einzelnen erwecke vielmehr den Anschein, als hätten es die anderen fehlen lassen. Gattinara häumte sich innerlich überhaupt nur zu oft gegen Wolsey auf. Aber die beiden Höfe fühlten sich gegenseitig zueinander hingezogen, und Margarete förderte das so gut sie konnte.

Darüber hinaus glaubte Wolsey offenbar auch an Ehren und Pensionen beim Kaiser und durch ihn in Rom mehr zu gewinnen als bloß im Ehrensolde Frankreichs. Vollends in der Rolle eines Schiedsrichters gefiel er sich ausnehmend, — im Interesse des Friedens und des Handels seiner Landsleute wohl auch ehrlicher, als früher meist angenommen wurde. Sein König hatte ihn mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, und dementsprechend versuchte er bald nach seiner Ankunft in Calais (2. August 1521), von Frankreich wie vom Kaiser womöglich die schriftliche Unterwerfung unter seinen Spruch zu erlangen.